



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nadir: Die Engländer in Indien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gebenden Bedeutung als Bestandteil der Terminologie, und dann in seiner formgebenden Bedeutung als Belegungsmittel des Ausdrucks. Daß es in der wissenschaftlichen Sprache auch hie und da angewandt wird, wo es offenbar keine dieser Aufgaben erfüllt, oder wenigstens ein Mutterwort dieselben Dienste geleistet hätte, soll zugegeben werden. In diesem Falle sei man aber gerecht genug, die „Fremdwörterei“ als eine Berufskrankheit des Gelehrten gelten zu lassen, ebenso wie der Mime wohl aus Gewöhnung die große tragische Geste ins bürgerliche Leben verpflanzt. Das ist aber eine Schwäche, die wir ihm gerne nachsehen, dafern er auf den Brettern, die seine Welt bedeuten, die Berechtigung dazu mit Ehren erworben hat.



Die Engländer in Indien

Von Nadir



Als bei dem glänzenden Krönungsdurbar in Delhi König Georg von England, der neugekrönte „Kaiser-i-Hind“, die Verlegung der Residenz des indischen Reiches von Kalkutta nach Delhi verkündete, da bereitete er selbst den meisten Engländern eine große Überraschung. In Kalkutta war die Mißstimmung so groß, daß ihretwegen der Besuch König Eduards in der alten Hauptstadt fast unterblieben wäre. Schließlich bequeme man sich aber doch zu einer sauersüßen Festmiene.

In Deutschland werden wohl die Gründe für diese Neuerung nicht überall verstanden worden sein. Man wird sich fragen: wozu eine solche Maßregel treffen, die auf der einen Seite große pekuniäre Verluste verursacht, von denen in der Hauptsache nicht Eingeborene, sondern Engländer betroffen werden, und auf der anderen Seite neue riesige Ausgaben erfordert? Denn die alte Burg der Großmoguln, deren gewaltige Ringmauern und feenhaft Marmorsäle sich im Zentrum Delhis erheben, ist nicht für eine moderne vizekönigliche Residenz geeignet. Alle die Bureaus, Säle und Paläste, deren das Zentrum der Regierung des Riesenreiches bedarf, müssen neu erbaut werden; für das Heer von Beamten mit seiner zahllosen Dienerschaft muß Unterkunft geschaffen, für den mannigfachen Sport, ohne den der Engländer in Indien nicht leben kann, müssen Spielplätze angelegt, aus der baumlosen sonnendurchglühten Ebene, die Delhi umgibt, müssen Gärten und Parks hervorgezaubert werden. Eine ganz neue Stadt muß dort entstehen. Viel Wasser wird noch die Dschumna herunterlaufen, bis sie fertig dasteht. Wenn aber das große Werk vollendet sein wird,

dann dürfte Kalkutta, „die Stadt der Paläste“, die jetzt schon allsommerlich fast ausgestorben schien, für immer veröden. Die lange Reihe der Dampfer, die jetzt die Kais des Hugli säumen, werden die Sandbänke des tüchtigen Flusses, die gefürchtete Bai von Bengalen mit ihren Wirbelstürmen und Nebeln meiden und sich lieber nach Bombay wenden. Denn dort öffnet der einzige wirklich gute Hafen Indiens sein weites Becken; dort gibt es keine fieberschwangeren Sümpfe, wie im Gangesdelta, sondern stets umschmeichelt eine frische Seebrise den Malabarhügel, wo das prunkvolle Governementshouse, die Paläste englischer Handelsherren und millionenschwerer Parsis sich erheben und die düstern Türme des Schweigens aus einem Wald von Palmen auf den blauen Ozean hinausschauen. Aller Verkehr von und zur Hauptstadt wird sich von nun ab dort konzentrieren. Das schon jetzt fast achthunderttausend Einwohner zählende Bombay wird der Hafen Delhis und wahrscheinlich die volkreichste Stadt Indiens werden.

Warum wird nun dieser gewaltsame und wirtschaftlich so folgenschwere Eingriff in die Entwicklung des Landes unternommen?

Der äußeren Gründe ließen sich manche anführen: Delhi hat im Gegensatz zu Kalkutta ein gesundes, trockenes Klima. Die fast 2000 Kilometer lange Reise, die der Hof und die gesamte Zentralregierung jeden Sommer von Kalkutta nach Simla und zurück unternehmen mußten, wird auf etwa 240 Kilometer verkürzt: also Verbesserung der sanitären Verhältnisse und eine nicht unbedeutende Herabsetzung der jährlichen Verwaltungsauslagen. Das hätte aber doch nicht genügt, um den Entschluß der englischen Regierung zu rechtfertigen. Was den Ausschlag gab, das waren Erwägungen von höchster politischer Bedeutung, und um diese recht zu verstehen, sei der Leser freundlichst eingeladen, mir zu einem Ausflug in die Geschichte der englisch-indischen Beziehungen zu folgen.

* * *

Als die ersten Engländer Indien betraten, kamen sie als bescheidene Kaufleute. Gleich den Portugiesen, den Holländern, den Franzosen und den Dänen schickten sie ihre Gesandten an den Hof der mächtigen Großmogeln. Oft hieß es dort lange und geduldig warten*) und mannigfache Geschenke und Bestechungen aufwenden, bis man die ersehnte Konzession schließlich in der Tasche hatte. Unter großen Mühen und großer Selbstverleugnung entstanden an der indischen

*) Im Jahre 1690 trafen zwei englische Abgesandte, George Weldon und Abraham Navaar, in Delhi ein, um nach einem ungünstig verlaufenen Kampf bei Bombay gegen die Truppen des Großmoguls Aurangzib um Frieden und Erneuerung der Handelskonzession zu bitten. Über die Behandlung, die diesen Gesandten zuteil wurde, schreibt u. a. ein Franzose: „Man führte die Gesandten mit auf dem Rücken gebundenen Händen vor den Kaiser und zwang sie, sich vor ihm auf den Boden zu werfen.“ (S. Barthou de Penhoen, „L'Inde sous la domination anglaise“. Paris 1844, Band 1, Seite 8.) Ein Bild, welches diese Szene darstellt, habe ich selbst bei einem indischen Händler in Delhi gesehen. Er zeigte es aber erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich kein Engländer war.

Küste die ersten englischen Handelsfaktoreien wie Surat (1611), Madras (1626), Bombay (1661) und Kalkutta (1686).

Auf Eroberungen hatte man es bei diesen Gründungen nicht abgesehen. Die Leiter des ganzen Unternehmens, „the court of directors“, waren Londoner Kaufleute, und dieses Kollegium konnte recht unangenehm werden, wenn die Einkünfte der Faktoreien mager ausfielen oder gar infolge kostspieliger Kriegszüge Zuzahlungen aus der Tasche der Aktionäre erforderten. So schrieb im Jahre 1616 der Agent der Kompagnie am Hof zu Delhi, Sir Thomas Roe, an seine Londoner Auftraggeber: „Selbst wenn der Kaiser mir zehn Forts zur Verfügung stellen wollte, ich würde nicht eins annehmen. Wenn Sie zu verdienen wünschen, suchen Sie den Gewinn zur See und im friedlichen Handel*.“

Erst der den Engländern von den Franzosen aufgedrängte Entscheidungskampf um Indien zeigte der Welt, daß die Londoner Handelsherren, wenn es not tat, auch nach höheren Gesichtspunkten handeln konnten, und daß in ihnen ein besserer Kern steckte als in den Pariser Krämerseelen. Durch den Sieg bei Plassey** (am 23. Juni 1756) gewann der geniale Clive der englisch-ostindischen Kompagnie die Provinz Bengalen und tat so den ersten Schritt auf dem langen Wege, der vom demütigen, an der Küste kaum geduldeten Kaufmann zum stolzen Beherrscher Indiens führte.

Nun sind fünfundfünfzig Jahre vergangen seit den Kämpfen der mutiny, den letzten Zuckungen des sich gegen die Fremdherrschaft auflehrenden Riesenreiches. Kein Wunder, daß man nun auch die Zeit für gekommen hält, um den letzten Schein zu verwischen, als ruhe Englands Herrschaft nur auf seinen Schiffen und auf der Tragweite ihrer Kanonen.

Wie in grauer Vorzeit, so sieht noch heute das indische Volk Delhi als die einzige rechtmäßige Hauptstadt des Landes an. Jeder der vielen Eroberer, die seit Mohamed von Ghor aus den afghanischen Bergen hervorbrachen, um die Herrschaft über die reichen Ebenen an sich zu reißen, beeilte sich stets, seine Hand auf Delhi zu legen. Wurde erst in den dortigen Moscheen das Freitagsgebet für ihn gesprochen, so konnte er seine Herrschaft meist als gesichert betrachten. In den Augen des stark an äußeren Formen und äußerem Prunk hängenden Volkes kann also das Ansehen der Engländer nur wachsen, wenn der englische Vizekönig in aller Form von dem verwaisten Kaiserthron Besitz ergreift, wenn in der Ebene an der Dschumna, die schon manche Dynastie

*) In demselben Bericht macht der Gesandte eine für die Zustände im Reiche des Großmoguls recht charakteristische Bemerkung: „Half my pay shall corrupt all this court to be your slaves.“

**) Der Ort heißt eigentlich Palési. Clive schlug hier mit einem Heer von nur dreitausend Mann, darunter nur tausend Engländern, ein dreißigtausend Mann starkes Heer des Nawabs Suradsch-e-Dauleh von Bengalen und dessen französische Hilfstruppen. Allerdings hatte Clive diesen Erfolg durch ein ganzes System von Bestechungen und Intrigen vorbereitet.

steigen und fallen sah, die auf viele Kilometer mit den Trümmern versunkener Städte und Paläste bedeckt ist, eine neue glänzende Residenz entsteht.

Ob sie länger dauern wird wie ihre Vorgänger? Diese Frage könnte nachdenklich stimmen, wenn man hört, daß noch ein anderer wichtiger Grund bei der Verlegung der Residenz mitgesprochen hat. Dieser zweite Grund paßte schlecht in die Feststimmung des Krönungsdurbars; man hat seiner daher auch möglichst wenig Erwähnung getan. Trotzdem konnte es kein Geheimnis bleiben, daß der Zentralregierung der Boden in dem unruhigen Bengalen recht heiß geworden war. Wer kann schließlich in dem Menschengewimmel der Pettah (Eingeborenenstadt) Kalkuttas alle die politischen Fanatiker überwachen, welche die revolutionäre Propaganda Bengalens hervorbringt? Daß es bisher der Polizei gelungen ist, auf den Eisenbahnlinien, die sich gerade in der Nähe Kalkuttas auf lange Strecken durch Sumpf, Busch und Wald hinziehen, Attentate auf den vizeköniglichen Zug zu verhüten, kann man fast als einen glücklichen Zufall bezeichnen. Die Gelegenheit, unter einem verständlichen Vorwande nach dem loyaleren Delhi überzufiedeln, mag daher Lord Hardinge gar nicht so unwillkommen sein.

Dem Fernerstehenden könnte diese Entwicklung der Dinge in Bengalen fast widerstönig erscheinen. Gerade die Provinz, die am längsten unter englischer Herrschaft steht, bereitet jetzt der Verwaltung die größten Schwierigkeiten; gerade die Bengalis, die sich fast widerstandslos der englischen Invasion fügten, die fast sprichwörtlich geworden waren für ihre Unterwürfigkeit und Energielosigkeit, sind jetzt das unruhigste und widerseßlichste Element im indischen Völkerchaos. Die kriegsfrohen Sikhs aber, die stolzen Feudalherren Radschputanas, die erst nach einem Verzweiflungskampf ihren Nacken dem fremden Joch beugten, halfen in den dunklen Tagen der „mutiny“ die englische Herrschaft retten und können heute loyale Untertanen von oft erprobter Treue genannt werden. Fast könnte man daraus den Schluß ziehen: nicht trotzdem, sondern weil das Volk solange unter europäischer Herrschaft gestanden hat, lehnt es sich gegen seine Herren auf. Das wären keine angenehmen Aussichten für die heutigen Kolonialmächte.

Ich entsinne mich, vor mehreren Jahren in einer der großen französischen Zeitschriften einen Artikel gelesen zu haben, in dem ein Franzose diese Erscheinung an der Hand seiner in Tonking gesammelten Erfahrungen besprach. Der Verfasser meinte: je länger ein asiatisches Volk unter europäischer Herrschaft stehe, um so mehr verlöre es angesichts der Fehler und Mißgriffe der fremden Regierungen alle Illusionen. Die ehrlichen und guten Elemente zögen sich bald entmutigt und abgestoßen zurück; die anderen aber, welche die Sprache der Eroberer gelernt hätten, welche mit den Fremden verkehrten, mit ihnen Geschäfte trieben und in ihre Dienste träten, also scheinbar der fremden Zivilisation freundlich gegenüber ständen, seien gerade die allergefährlichsten; nur die schlechtesten Elemente gäben sich dazu her. Da sie im eigenen Volke kein Ansehen genössen,

verleugneten sie ihr Volkstum und suchten das ihnen Fehlende durch erborgten Glitter zu ersetzen. Nach rein äußerlicher Annahme der fremden Kultur dünkten sie sich den Europäern gleich und trügen sich nur mit einem Gedanken: sich ihrer unbequemen Lehrmeister so schnell wie möglich zu entledigen. Nach allem, was man hört, scheint diese Kritik für tonkinesische Verhältnisse nicht ganz unberechtigt zu sein. In Indien liegt das Problem aber doch wesentlich anders.

Ein ausgezeichnete Beobachter der englischen Verwaltung in Indien, der Baron Barchou de Penhoen, schreibt im Jahre 1844: Hätte man den geschicktesten Schriftstellern und Staatsmännern des achtzehnten Jahrhunderts die Preisaufgabe gestellt: „Wie läßt sich in Indien eine europäische Verwaltung einrichten?“ so hätte doch keiner von ihnen die Lösung voraus geahnt, welche wir heute als fertige Tatsache vor uns sehen. (Bd. 1 S. 299.)

Man muß zugeben, daß es in der ganzen Weltgeschichte noch nie etwas gegeben hat, was sich mit der Aufrichtung der englischen Herrschaft über Indien vergleichen ließe: ein ungeheures Land, das sich von den tropischen Meeren bis in das Herz Asiens erstreckt, bevölkert von Hunderten von Millionen, eine Stätte uralter hoher Kultur und fabelhafter Reichtümer, wird erobert und unterworfen von einem „Barbarenvolke“, das einige kleine Inseln in der fernen Nordsee bewohnt. Und das alles ist nicht etwa das Ergebnis eines wohlüberlegten Planes, der vereinigten Anstrengungen eines ganzen Volkes, sondern das unbeabsichtigte Werk einer Handvoll Kaufleute und Abenteurer, die selbst erstaunt sind über die unerwartete Tragweite ihrer Handlungen.

In seinem Werke „Essai sur l'inégalité des races humaines“ gibt Graf Gobineau eine gute psychologische Erklärung für diese koloniale Expansion. Er nennt die Engländer ein Volk voll demokratischer Ideen, das aber trotzdem allen natürlichen Tendenzen anderer Demokratien abhold ist, und fährt dann fort: Sie sind ein Generalstab ohne Truppen, Leute die zum Herrschen geboren sind, die aber unter ihresgleichen von dieser ihrer Eigenschaft keinen Gebrauch machen können und daher nach einer Gelegenheit suchen, sie Fremden gegenüber anzuwenden. . . . Sie sind, um es kurz zu sagen, ein Volk von Thronanwärtern, ausgestattet mit dem erforderlichen Scharfsinn, um ihre Ansprüche vor der Welt zu rechtfertigen.

Leute, die zum Herrschen geboren sind, die zu Hause keine Untertanen finden, daher erobernd in die Welt hinaus gehen und genügend Scharfsinn besitzen, um ihre Taten vor der Welt zu rechtfertigen: damit hat man in der Tat alle Hauptzüge beieinander, welche diese typische Klasse von Menschen, den englischen „empirebuilder“, auszeichnen. Im Besitz eines solchen Materials war England die koloniale Expansion geradezu vorgeschrieben, wenn äußere Umstände eintraten, die einer solchen Entwicklung günstig waren. Eine derartige Konstellation trat aber tatsächlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein. Ohne die Verdienste der englischen Kolonialhelden herabzusetzen, kann man ein gutes Teil der beispiellosen Erfolge Englands dem glücklichen Umstände

zuschreiben, daß das Aufsteigen der britischen Seemacht gerade mit dem Niedergang des einst so mächtigen Großmogulreiches zusammentraf.

Als Clive im Jahre 1744 den Boden Indiens betrat, da fand er das Land in einer Verfassung, die lebhaft an die derzeitigen Zustände im heiligen römischen Reiche erinnerten. Hier wie dort bestand eine Zentralgewalt, die zwar auf eine lange ruhmreiche Vergangenheit zurückblickte, deren innerer Verfall aber nur noch mühsam durch die glänzende äußere Hülle verdeckt wurde. Lange blutige Kriege hatten in beiden Reichen die Hilfsquellen der Zentralregierung erschöpft. Die immer mächtiger gewordenen Feudalherren nannten sich zwar noch Vasallen des Reiches, trugen indessen nie Bedenken, sich gegenseitig zu bekriegen oder gar sich mit den Reichsfeinden gegen ihr Oberhaupt zu verbinden. Viele Parallelen ließen sich hier ziehen. Die ewigen Kriege zwischen den Maharadschahs von Maisor und Arkot, den Maharatten, dem Nizam von Hyderabad und anderen gleichen fast vollständig den innerdeutschen Wirren des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Während deutsche Fürsten sich mit Franzosen und Schweden verbanden, um die kaiserliche Gewalt zu schwächen, halfen die Sikhs und die Fürsten von Radschputhana dem Perser Nadir-Schah und dem Afghanen Ahmed-Schah Durani bei ihren Einfällen nach Indien. 1789 eroberten die Maharatten sogar Delhi und blendeten den Großmogul Schah Alam, so daß der Nachkomme des großen Kaisers Akbar zu einem Spielball in den Händen seiner Vasallen herabsank.

Das alte Deutsche Reich war aber wenigstens von einer einheitlichen Nation bewohnt; überall sprach man dieselbe Sprache und betrachtete sich trotz allen äußeren Gegensätzen immer als ein Volk von Brüdern. In Indien dagegen sprach man — und spricht man noch heute — gegen dreihundertundfünfzig verschiedene Sprachen und Dialekte. Die Mannigfaltigkeit der Rassen, der Sprachen und der Religionen schafft dort so scharfe Gegensätze, daß Europa im Vergleich dazu fast wie ein einheitliches Ganzes erscheint. Tatsächlich ist auch Indien vor der englischen Invasion nie ganz in einer Hand vereinigt gewesen. Gelang es einmal einer starken Dynastie, wie den Guptas und Babers, große Teile des Landes unter ihrem Zepher zu vereinigen und die inneren Streitigkeiten zu unterdrücken, so folgte doch bald unweigerlich eine Periode des Niedergangs und des Zerfalls, die meist erst mit dem Erscheinen eines neuen fremden Eroberers ihr Ende fand.

Die Geschichte Indiens ist die Geschichte seiner Eroberung durch Fremde. Derselbe Drang, der die Germanen der Völkerwanderung und die deutschen Kaiser des Mittelalters zum sonnigen Süden und zur ewigen Stadt zog, der lockte die kriegerischen Stämme Zentralasiens aus ihren wilden Gebirgen, von ihren rauhen Hochplateaus hinab in die fruchtbare Ebene Indiens. Dort wohnte zwar ein Volk, dessen Kopfszahl in die vielen Millionen ging, aber entnervt durch das Klima, erdrückt durch die Sorge ums tägliche Brot, ahnte die Mehrzahl nicht, welche unwiderstehliche Gewalt in ihrer vereinigten Masse

schlummerte. War erst der Herrscher mit seinem Heer geschlagen, so unterwarf sich das niedere Volk meist widerstandslos und gehorchte jeder Laune des neuen Tyrannen. Eine schlechte Regierung bedeutete für den indischen Bauern eine ebenso unabänderliche Schickung des Himmels, wie eine Hungersnot infolge Ausbleibens des Monsuns.

* * *

Man begreift, daß unter solchen Umständen selbst eine kleine Zahl entschlossener Eroberer in Indien leichtes Spiel hatte. War doch Clive selbst erstaunt, als nach seinem Siege bei Plassen (1757) die ganze Provinz Bengalen zu seinen Füßen lag; als die hohen Würdenträger des Landes sich nicht scheuten, ihren bisherigen Herrn zu ermorden, um dem neu aufgegangenen Stern zu gefallen; als sich Schatzkammern voll fabelhafter Reichtümer aufboten, um die Gunst des Siegers zu erkaufen. Doch schnell fand man sich in die ungewohnte Rolle hinein.

Vom Kaufmann zum Eroberer hatte man fast hundertundfünfzig Jahre gebraucht. Der Schritt vom Verwalter einer Provinz und Vasallen des Großmoguls zum Schiedsrichter und Herren des ganzen Landes vollzog sich schon fast automatisch. Bald gab es in ganz Indien keine Frage mehr, die nicht britische „Interessen“ berührt hätte. Allerdings unterlag England dabei nur einem immer wiederkehrenden Naturgesetz. Jeder geordnete Staat, der an unorganisierte Staatengebilde angrenzt, ist gezwungen, entweder seine Grenzen durch ausgedehnte Verteidigungslinien gegen die periodischen Einfälle seiner Nachbarn zu sichern, wie es die Römer und Chinesen versucht haben, oder er muß, wie die Russen in Turkestan und die Franzosen in Nordafrika, die unruhigen Nachbarländer unterwerfen und dem eigenen Verwaltungssystem einverleiben. Das Prinzip der Chinesen konnte für die Engländer nicht in Frage kommen. Ihr Prestige, auf dem angesichts ihrer numerischen Schwäche allein ihre Herrschaft beruhte, hätte durch eine solche passive Politik zu sehr gelitten. Die Macht der Verhältnisse zwang sie also auf den Weg der Eroberungen.

Oft hat man inzwischen Versuche gemacht, auf diesem Wege einzuhalten. Noch 1767 verkündete Clive das Prinzip, man müsse das „Königreich Audh“ (einen unabhängig gewordenen Vasallenstaat der Großmoguln mit der Hauptstadt Lucknow) als Pufferstaat gegen das Großmogulreich erhalten. Siebenunddreißig Jahre später war der Großmogul bereits englischer Vasall. Der Sadletsch sollte von nun ab die Westgrenze der Kolonie bilden. Aber das Reich der Sikhs, an den man eine feste Grenze gefunden zu haben glaubte, zerfiel 1839 nach dem Tode des großen Randschit Singh, des „Löwen des Pendschab“. Die unablässigen inneren Wirren zwangen die Engländer schließlich zum Einschreiten und zur Eroberung des Pendschab. Nun glaubte man im Indus eine „natürliche Grenze“ gefunden zu haben (1846). Aber bald darauf standen die englischen Vorposten bereits auf den Pässen der indischen Rand-

gebirge. Man nannte das damals Indien seine „wissenschaftlichen Grenzen“ geben, wie denn England überhaupt nie um einen schönklingenden Namen für seine politischen Gewaltstreichs verlegen gewesen ist. Seitdem hat man diese wissenschaftlichen Grenzen längst überschritten und ist weiter und weiter in das dahinter liegende Land vorgeedrungen. Nachdem einmal der erste Schritt getan war, ist eben die Macht der Thatfachen stärker gewesen, wie alle Prinzipien. So sind auch noch heute die Grenzen des englisch-indischen Reiches an vielen Punkten so wenig dauerhaft, daß man täglich auf neue Veränderungen gefaßt sein kann; und darum werden auch heute noch die Engländer unwillkürlich in jede Frage, die auf dem asiatischen Kontinent auftaucht, in jeden Streit, der sich dort erhebt, hineingezogen. Darum sind sie gezwungen immer von neuem mit diplomatischen Interventionen, kriegerischen Expeditionen und anderen Mitteln einzugreifen, so daß sie — selbst gegen ihren Willen — immer weiter in das Innere des gewaltigen Kontinents hineingetrieben werden.

Viele Engländer neigen nun dazu, in diesen Eroberungen eine ununterbrochene Kette von ruhmvollen und gerechten Thaten zu sehen. Sogar Macaulay schreibt, nachdem er die allzu offenkundigen Intrigen Clives bei der Eroberung Bengalens verurteilt hat: Die gesamte Geschichte Britisch-Indiens ist eine Bestätigung der großen Wahrheit, daß es nicht weise ist, Treulosigkeit mit Treulosigkeit zu vergelten und daß die beste Waffe gegen die Lüge die Wahrheit ist. (Macaulay, critical and historical essays Bd. 4 S. 309.)

Es ist verständlich, daß ein Engländer, der sein Vaterland lieb hat, die Geschichte seines Volkes gern in diesem Lichte sieht; aber mit der Wahrheit stimmt solche Auffassung nicht überein. Wenn man in neuerer Zeit nur selten zu den krummen Wegen Clives seine Zuflucht nahm, so lag das einfach daran, daß durch den Sieg bei Plassey England die stärkste Militärmacht in Indien geworden war. Meist genügte daher der gerade Weg, — eine bloße Drohung oder die Anwendung von Gewalt, um den gewünschten Zweck zu erreichen. Waren aber einmal die englischen Machtmittel den gegnerischen Kräften unterlegen, so hat die Regierung der Kolonie nie Bedenken getragen, ihre Zuflucht zu Bestechungen und Intrigen aller Art zu nehmen. Nur ein Beispiel: Während des ersten Sikerkrieges in der Schlacht bei Ferozshah (21. und 22. Dezember 1844) wurde der Sturm der Engländer auf das befestigte feindliche Lager unter schweren Verlusten für den Angreifer abgeschlagen. Das englische Heer wäre damals vernichtet worden, wenn nicht ein General der Sikhs, namens Gulab Singh, aus heute noch nicht aufgeklärten Gründen mit den ihm unterstellten Truppen völlig untätig geblieben wäre. Als am nächsten Tage die Schlacht erneuert wurde, ließ Gulab Singh sogar die Brücke über den Sadletsch im Rücken seiner eigenen Armee abbrechen und führte so direkt die Niederlage seines Volkes herbei. Der glückliche Sieger verstand es damals, fürstlich zu belohnen. Im Vertrag von Lahore (1846) erhielt Gulab Singh das ganze Fürstentum Kaschmir. Dort sitzen seine Nachkommen noch heute als — Pen-

fionäre der Engländer. Aber nicht nur den Eingeborenen gegenüber gingen die heutigen Herren Indiens oft mit der größten Rücksichtslosigkeit vor. Auch Holländer und Franzosen wurden mitten im Frieden angefallen und ihre Niederlassungen zerstört.*) Wenn es galt, einen bestimmten Zweck zu erreichen, einen unbequemen Konkurrenten los zu werden, war den Engländern eben jedes Mittel recht**). Nach der Zerstörung der französischen Niederlassung Chandernagor schrieb der Kommandant dieses Platzes einen Brief voll Entrüstung an seine Direktoren nach Paris. Er sagte darin: „Wir glauben, daß ihre (der Engländer) Doppelzüngigkeit viel dazu beitragen wird, unsere Regierung mit ihrem wahren Charakter vertraut zu machen und daß sie es bald mit Zinsen heimgezahlt bekommen werden, wenn wir ein anderes Mal die Stärkeren sind. (Lettre de Renault, Chimsurah 29. mars 1767, Archives coloniales, Paris.)

Diese Erkenntnis kam damals für Frankreich zu spät. Von dem Schlage, der ihm sein ganzes Kolonialreich kostete, hat es sich nie wieder völlig erholt.

Natürlich wird anderseits niemand leugnen, daß die Geschichte der Eroberung Indiens durch die Engländer an wirklich großen Tüden, an Heldentaten einzelner Männer und ganzer Truppenteile reich ist, wie kaum eine zweite. Wellington und Roberts, welche beide ihre ersten Lorbeeren in Indien erwarben, gehören ja der europäischen Geschichte an. Aber auch Eyre Coot, Nicholson, Havelok und viele andere würden bei uns wohlbekannte Namen sein, wenn sie, anstatt in fernen Landen für ihres Vaterlandes Größe zu kämpfen und zu sterben, auf europäischen Schlachtfeldern mitgefochten hätten. Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß erst durch die englischen Kriegstaten in Indien das gewaltige Prestige, das der Europäer heute in Asien besitzt, geschaffen worden ist. Seit Clive in der Bresche von Arcot alle Aufforderungen zur Übergabe mit dem einfachen Argument zurückwies, daß es Engländer wären, die den Platz verteidigten, sah man in ganz Indien und bald weit über Indien hinaus mit fast abergläubischer Scheu auf den Europäer, dessen Waffen scheinbar niemand widerstehen konnte. Die späteren Phasen der Eroberung Indiens waren nur geeignet, diesen Glauben noch zu verstärken. Selbst die Ereignisse der mutiny haben ihn nicht erschüttern können. Im Gegenteil! Als in jenen kritischen Tagen das Schicksal der Engländer in Indien allein an dem Besitz von Lucknow zu hängen schien, da haben dort hinter den bröckeligen Lehmmauern der „residency“ vierzehnhundertundfünfzig Mann, — darunter nur neunhundert Engländer —, vierundeinhalb Monate

*) Siehe die Geschichte der Eroberung der holländischen Faktorei Chimsurah und des französischen Forts Chandanagor durch Clive.

***) Die Eingeziehung des Fürstentums Tenjou (1799) verteidigte Wellington u. a. mit folgenden Worten: Für Groß-Britannien gab es nur eine Pflicht: „Dem Gesetz der Selbsterhaltung zu folgen“, und daher erübrigten sich alle gelehrten und gewissenhaften Erörterungen zur Rechtfertigung seines Verhaltens.

lang einer Belagerungsarmee standgehalten, die zuletzt bis auf hunderttausend Mann angewachsen war und zum größten Teil aus Sepoys, — also europäisch gedrückten Soldaten bestand. So gestärkt ging das Ansehen der Engländer aus dieser furchtbaren Krise hervor, daß seitdem fünfundfünfzig Jahre vergangen sind, ohne daß eine nennenswerte Meuterei indischer Soldaten mehr vorgekommen wäre. Die wildesten und kriegerischsten Völker des Landes — die Gurkhas, die Sikhs und sogar die „Pathans“*) haben sich seitdem in das englische Heer einreihen lassen und haben unter Führung ihrer englischen Offiziere Taten verrichtet, zu denen sie unter ihren heimischen Führern nie fähig gewesen wären. Zwar war es keine englische Entdeckung, daß der Indier unter europäischer Disziplin ein ganz vorzügliches Soldatenmaterial abgibt. Der geniale Franzose Dupleix formierte vielmehr die ersten Sepoytruppen. Aber die Engländer haben dieses System zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet. Die wenig leistungsfähigen, schwierig zu behandelnden Bengalis, welche vor 1857 den Hauptbestandteil der Armee bildeten, sind heute völlig ausgemerzt. Den Kern des Heeres bilden jetzt die stolzen, tapferen Söhne der Berge, die mit Verachtung auf das elende Volk der Ebene herabsehen und kaum daran denken würden, mit diesem gegen die Engländer gemeinsame Sache zu machen. Richtig behandelt wollen diese Leute allerdings sein. Mehr als ein englischer Offizier hat es mit dem Leben bezahlen müssen, daß er, — vielleicht ohne es zu ahnen, — dem Ehrgefühl oder dem religiösen Empfinden eines seiner Untergebenen zu nahe getreten war**). Das Gros der englischen Offiziere versteht es aber ausgezeichnet, sich der Eigenart dieser Leute anzupassen; meist hat es nach kurzer Zeit ihr Herz gewonnen und kann sich dann unbedingt auf sie verlassen.

*) Pathan ist eine Art Sammelname für die Afghanen und alle in dem englisch-afghanischen Grenzgebiet sitzenden mehr oder weniger unabhängigen Stämme.

***) Dies bezieht sich vor allem auf die Chaiberrifles (und die diesen verwandten Truppen), die den gleichnamigen Paß decken, jenes berühmte Einfallstor nach Indien, durch das einst Alexander der Große, Timur Lenk und manche andere gezogen sind. Früher wurde der Paß von englischen Soldaten bewacht; da aber diese landfremden Truppen dauernden Angriffen der Bergbewohner ausgesetzt waren und hierbei ganz unverhältnismäßig hohe Verluste erlitten, entschloß man sich schließlich, die Besatzungstruppen des Passes aus den Bergstämmen selbst zu rekrutieren. Das gewagte Experiment gelang überraschend gut. Man entdeckte, daß die Pathans ein vorzügliches Soldatenmaterial abgeben, welches sich sogar zum Kampf gegen die eigenen Stammesgenossen verwenden läßt. Während der Expedition gegen den Stamm der Jakkahels im Jahre 1908 erhielt z. B. eine Pathankompagnie den Befehl, ein verlassenes Dorf der Aufständischen niederzubrennen. Die Leute zögerten, dem Befehl nachzukommen. Schließlich trat ein Mann vor und bat, der Auftrag möchte doch einem anderen Truppenteil gegeben werden. Es sei nämlich gerade ihr eigenes Dorf. Daß das Dorf überhaupt niedergebrannt wurde, war ihnen also egal; sie wollten es bloß nicht selbst getan haben. Ein zweiter nicht zu unterschätzender Vorteil, der sich aus der Bildung der Pathantruppen ergibt, liegt darin, daß jeder Mann, der nach Beendigung seiner Dienstzeit mit seiner Pension in sein Dorf zurückkehrt, unwillkürlich zu einer Stütze der englischen Regierung wird, da ja die Zahlung der Pension (für dortige Verhältnisse eine sehr bedeutende Summe) stets von seiner loyalen Haltung abhängig bleibt.

Eine weitere Garantie gegen gefährliche Aufstände liegt in dem Umstand, daß die gesamte Artillerie des Heeres aus Engländern besteht, daß das Verhältnis zwischen englischen und eingeborenen Truppen 1 : 2 (statt 1 : 6 bis 7 vor dem Aufstand des Jahres 1857) ist und daß alle wertvollen Magazine, alle strategisch wichtigen Punkte von weißen Truppen besetzt sind. Dank den von Lord Ritchener eingeführten Reformen ist ferner das Heer überall in größeren Garnisonen an den wichtigen Eisenbahnknoten vereinigt und kann mit Hilfe des vorzüglichen Bahnnetzes jederzeit schnell nach jeder beliebigen Richtung geworfen werden, sei es zur Niederschlagung eines Aufstandes, sei es zur Abwehr eines äußeren Feindes. Diese letztere Möglichkeit, die Gefahr einer russischen Invasion (die angesichts der trennenden Wüsten und Gebirge eigentlich immer eine Chimäre war und erst nach Ausbau des persischen Bahnnetzes in den Bereich der Möglichkeit gerückt wurde), verursacht seit dem russisch-japanischen Kriege den Londoner Politikern keine schlaflosen Nächte mehr.

Wohin man also blickt, überall ein großartiger Aufschwung der englischen Macht in Asien, ein genialer Ausbau seiner militärischen und politischen Hilfsmittel.

„Wir haben das Land erobert, als wir noch geschwächt und behindert waren durch den Konkurrenzkampf mit unseren europäischen Nachbarn, als uns noch eine monatelange beschwerliche Seefahrt von Indien trennte. Wie kann dieser unser Besitz jetzt gefährdet werden, jetzt, wo sechsundstiebzigttausend unserer Landsleute dort zur Verteidigung unserer Herrschaft bereit stehen, wo in wenigen Wochen ganze Armeen aus England, aus Afrika und Australien dahin herübergeworfen werden können? Mit dem Schwerte haben wir es erworben, mit dem Schwerte werden wir es zu behaupten wissen!“ Wer kann es dem englischen Offizier verdenken, wenn er allen Gerüchten über die bevorstehende Losreißung Indiens mit diesem Argument entgegentritt. Fester denn je scheint Englands Hand auf Indien zu liegen. Aber, . . . seit den russischen Niederlagen in Ostasien hat der Asiate gelernt den Europäer mit anderen Augen anzusehen. Es ist schwer, die Tragweite eines geschichtlichen Ereignisses aus der Nähe richtig zu würdigen. Meist ist ein gewisser Abstand zur Gewinnung der richtigen Perspektive erforderlich. Wenn aber nicht alles trügt, bedeutet Plassey den Anfang und Mukden den Abschluß einer weltgeschichtlichen Epoche, deren Hauptmerkmal die Vorherrschaft des Europäers über die anderen Völker der Erde ist. Indien ist das Land, wo die von Japan ausgehende neue Strömung sich vielleicht am frühesten fühlbar machte. Innerlich wirkt diese daher dort schon stärker, als in anderen asiatischen Ländern, wo sie äußerlich sichtbare Umwälzungen hervorrief.

